

KIRCHE MUSS DAS LEBEN SCHÖNER MACHEN

*Innovationen in der Pastoral, die Ressource Gott und Kirche als Treppenhaus:
Das sind nur drei der Themen, um die es beim Interview mit Hildegard Wustmans geht.*



Im Gespräch:
HILDEGARD WUSTMANS
54 Jahre
Dezernentin für Pastorale Dienste

Frau Wustmans, als Dezernentin für Pastorale Dienste in der Diözese Limburg haben Sie eine zentrale Leitungsaufgabe. Ein großes Themenfeld ist Kirchenentwicklung und damit verbunden die Zukunft der Pastoral. Dieses Thema treibt unter verschiedenen Namen seit etwa zehn Jahren fast alle Bistümer um. Warum ist ein solcher Prozess notwendig?

Die Notwendigkeit zeichnet sich schon länger ab, wenn man auf die Gesellschaft und die soziologischen Entwicklungen schaut, um es knapp zu formulieren. Wir sind im Moment damit konfrontiert, dass es lange Prozesse der Exkulturation der Kirche aus den Lebenswelten von Menschen gegeben hat. Für immer weniger Menschen ist der Mehrwert erfahrbar, den Kirche für ihr Leben sein kann. Aus diesem Grund ist ein Nachdenken, ein Ausprobieren neuer Formen, Aufschließen neuer Zugänge in die Lebenswelten von Menschen notwendig – und zwar, um dort mit den heutigen Menschen die Ressource Gott für unser Leben zu entdecken.

Sie sprechen vom Ausprobieren neuer Formen. Was meint das?

Es gibt nach wie vor Vergemeinschaftungsformen von Kirche in den klassischen Strukturen einer Pfarrei. Es zeichnet sich seit längerem ab, dass deren Angebote – die ja mal gut funktioniert haben – für viele Menschen nicht mehr zu ihrem Leben passen. Sie gehen entsprechend dort nicht mehr hin und lassen sich nicht mehr für eine Struktur einsetzen, bloß weil sie da ist. Neue Formen setzen da an, wo die Menschen sind. Pfarrer Olaf Lindenberg hat in seinem Fastenprojekt Gespräche im Regionalzug angeboten. Auch Aktionsrahmen wie die Jugendkirchen sind in dieser Weise aktiv. Solche Orte bilden sich zugleich genau da, wo jemand als Christ und Christin ein Zeichen dessen gibt, woran sie oder er glaubt, was erhofft und was geliebt wird. Solche Zeichen stehen dann nicht in sich, sondern werden erst bezeichnend, wenn andere sie in ihrem Zeichen wahrnehmen. In diesem Bewusstsein verändert sich ganz viel.

Es braucht natürlich auch ein Mandat, neue Wege zu gehen. Wie können Sie als Teil der Bistumsleitung Rahmenbedingungen schaffen, dass Kirche Innovationen wagt?

Eine grundsätzliche Rahmenbedingung ist freigegeben und ermutigen, also Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen Vertrauen schenken, dass sie andere Angebote schaffen können und so für die Fragen heutiger Menschen entsprechende Antworten finden, die eben auch überraschend sein können. Innovation geschieht meines Erachtens dann, wenn Elemente von Bestehendem so verbunden werden, dass

dabei etwas Neues entsteht. Und dieses Neue muss überzeugen – argumentativ, ästhetisch, inhaltlich. Es muss ein Mehr für die einzelnen Personen und für die Gemeinschaft vorhalten. Um es etwas plakativ zu sagen: Mit dem Angebot, das Kirche macht, muss das Leben schöner werden, weil es einen feinen Unterschied macht, den es sonst nicht gäbe.

Sie sagen, dass Kirche sich an den Fragen der Menschen orientieren soll. Bischof Georg Bätzing fordert genau diesen Perspektivwechsel. Wir müssen uns demnach fragen, für wen wir wie da sein wollen. Sehen Sie das auch als Prämisse für Kirchenentwicklung?

Ich halte es für eine unabdingbare und grundsätzliche Voraussetzung. Wir müssen darüber nachdenken, wofür und für wen wir da sind. Auf dieser Linie würde ich eine weitere Frage anfügen: Wo wollen wir da sein? Wer Kirche ist, zeigt sich gerade auch an den Orten, wo Kirche ist. Diese Fragen machen zugleich deutlich, dass es bei Kirchenentwicklung nicht um ein institutionelles Rettungsprogramm geht, sondern um Lokalisierbarkeit. Institutionalismus lässt sich ja daran festmachen, dass er das eigene Sein schon für den Zweck des Bestehens hält. Dort wo Kirche ist, ist jedoch nicht automatisch das Evangelium präsent. Das ist eine schmerzhaft Erfahrung, wie Übergriffe kirchlicher Mitarbeiter auf Schutzbefohlene verstörend zeigen. Wenn es nicht um ein institutionelles Rettungsprogramm geht, dann stellt sich die Kirche in den Dienst des Evangeliums und lässt sich von der Person Jesu anstoßen, wozu sie da ist. Jesus hat fremde Kontakte nicht gescheut, auch wenn sie andere verstört haben. Er hat sich von Fremden inspirieren lassen, auch wenn sie ganz anders geglaubt haben als er selbst, wie beim Gespräch mit der samaritanischen Frau am Jakobsbrunnen. Jesus ist Streitgesprächen auch dann nicht ausgewichen, wenn sie ihm



Neue Formen setzen da an, wo die Menschen sind.

keine Freunde eingebracht haben. Jesus hat Brot und Leben mit anderen geteilt, hat sich anfragen und auch kritisieren lassen, er hat aber auch das Leben gefeiert. Solche Aspekte können wir für die Kirchenentwicklung nutzen.

Sie nehmen schon die Frage vorweg, ob Kirchenentwicklung die Kirche retten soll. Aber darum geht es offensichtlich nicht.

Nein, Menschen werden vom Erlöser gerettet. Trotzdem hoffe ich natürlich, dass unsere Initiativen deutlich machen, wie gut es ist, dass wir die Kirche haben und sich darin so viele engagierte Haupt- und Ehrenamtliche finden lassen. Ich glaube, dass mit Kirche wirklich viel geht, dass Kirche etwas Großartiges ist, und zwar, weil sich diese Kirche selbst überschreitet auf das hin, wozu sie Jesus Christus begründet hat.

Der Pastoraltheologe Matthias Sellmann schließt aus diesen Gründen auch eine neue kirchliche Blüte nicht aus. Er sagt, dass „das Ding auch durch die Decke gehen kann“. Dafür brauche es das Zeugnis und das Zutun kirchlicher haupt- und ehrenamtlicher Mitarbeiter. Was bedeutet Kirchenentwicklung in diesem Kontext für die Mitarbeiter?

Grundsätzlich ist für alle Getauften und Gefirmten die eigene Sprachfähigkeit im Glauben ein wichtiges Element. Jenen Rede und Antwort zu geben, die nach der Hoffnung fragen, die in uns Christinnen und Christen ist – das ist einfach nach wie vor ein wichtiger Punkt. Als kirchliche Mitarbeiterin bin ich gewissermaßen ein Angebot, das sozusagen den Raum schafft, um jenes zu hören, wonach andere den Glauben fragen. Dabei ist der Wechsel vom Sprechen zum Hören der anderen zum eigenen Sprechen sehr wichtig. Und man muss aushalten, nicht sofort die Lösungen zu haben, sondern sie gemeinsam entwickeln zu müssen.

Der Prozess der Kirchenentwicklung hat einen Namen bekommen: „Mehr als du siehst“. Sie waren bei der Gruppe dabei, die das Leitwort ausgewählt hat. Jetzt soll man ja nichts hineininterpretieren, sondern das Leitwort soll auf jeden Einzelnen wirken dürfen. Aber Sie persönlich gefragt: Was verbinden Sie mit dem neuen Leitwort?

Dass das Mehr überraschend ist und nicht selbstverständlich zu erwarten ist. Wenn man sich beserwischer auf es setzt, also: mehr als DU siehst, dann ist das Mehr schnell verschwunden. In dem Leitwort steckt Neugierde darauf, was es alles noch zu entdecken gibt über das hinaus, was man bisher und bloß mit dem einen Sinn gesehen hat: Da ist etwas, was ich aufgrund meiner Routine und in meinem Fokus noch gar nicht erfasst habe. Lasst euch überraschen – es gibt viel mehr von dem, was ihr glaubt.

Es gibt derzeit drei Erkundungsprojekte im Bereich der Gemeindeleitung, der Trauerpastoral und der Charismenförderung. Kann man schon etwas zu diesen Projekten sagen?

Es gibt natürlich auch darüber hinaus an vielen anderen Orten innovative Projekte. Zu diesen Pilotprojekten ist zu sagen, dass hier zunächst einmal Routinen verlassen werden, und das ist etwas ganz Wichtiges. Ein anderer wichtiger Punkt wird jetzt schon sehr deutlich: die Bedeutung jeder/jedes Einzelnen, also der Individualisierung nicht ausweichen, die nach einem authentischen Glauben sucht. Personen sind unsere wichtigsten Werkzeuge. Damit das immer besser greifen kann, brauchen Menschen Raum, um ihre Talente entdecken und entfalten zu können. Und wenn diese mit den eigenen inneren Haltungen und Grundannahmen korrespondieren, dann ist da Energie, Freude und Bereitschaft, sich einzubringen.

Welche Rolle spielt dabei der Pfarreiwerdungsprozess?

Pfarreien neuen Typs sind Orte, in denen Raum geschaffen wird für diese Erfahrungen. So entstehen, davon bin ich überzeugt, neue Möglichkeiten und Chancen. Gleichzeitig ist die Versuchung groß, im Modus des Alten zu bleiben, weil es sich früher mal bewährt hat. Die Herausforderung ist, einerseits Vertrautes wertzuschätzen und die Sorgen wahrzunehmen, es zu verlieren, aber andererseits den Mut zu haben, manches zu lassen und sich auf den größeren Raum einzulassen. Im größeren Raum lässt sich „mehr sehen“, weil er ganz andere Details enthält. Bei der Gestaltung dieser größeren Räume kommt den Teams und den leitenden Priestern eine besondere Verantwortung zu. Dinge, die flott über die Lippen gehen, wie Absprachen und Vernetzung, müssen eingeübt und begleitet werden.



Was ist Ihrer Meinung nach die größte Herausforderung in der Pastoral der Zukunft?

Ich sehe eine Herausforderung darin, der Versuchung von Masterplänen nicht zu erliegen. Ich glaube, wir können nur vorläufige Pläne vermitteln und vorläufige Perspektiven entwickeln. Wir alle sind in der Gesellschaft mit einer Zukunft konfrontiert, die wir nur bedingt abschätzen können.

Es geht um nächste sinnvolle Schritte und nicht um einen Masterplan „Kirche 2030“.

Es geht um nächste sinnvolle Schritte und nicht um einen Masterplan „Kirche 2030“. Das zeigen auch gesellschaftliche Entwicklungen. Wir werden auf einmal mit Dingen konfrontiert, die man vorher gar nicht denken konnte. Der Einschnitt schlechthin ist meiner Meinung nach 9/11. Bis zu diesem Tag waren Flugzeuge Mittel, um Menschen von A nach B zu

bringen. 9/11 hat gezeigt, Flugzeuge können zu Waffen werden. Zuvor ungedacht. Seither ist alles viel komplexer und brisanter. 9/11 ist ein Wendepunkt, der deutlich gemacht hat: Sich auf das einzustellen, was man kennt, reicht nicht aus. Das wäre naiv. Das gilt auch für die Pastoral, aber sie setzt eben darauf, dass in dem, was kommt, was wir noch nicht kennen, Gott lokalisierbar ist. Er ist mehr da, als wir alle heute sehen.

Darauf hin können wir Zukunft gestalten: Das heißt achtsam sein, hinzuhören, die Lebenswelten und Themen der Menschen wahrnehmen. Es braucht dabei zweierlei: verlässliche Strukturen und Formen – das wäre beispielsweise eine Pfarrei neuen Typs –, und gleichzeitig muss es in diesen Zusammenhängen eine Form von Fluidität und Beweglichkeit geben, die Reaktionen und Aktionen im Prozess ermöglicht. Das ist eine besondere Aufgabe. Das hat auch was mit den Menschen vor Ort zu tun: Wie sind sie eingestellt? Können sie das als kreativen Kontrast denken. Binäre Kodierungen helfen hier nicht weiter, wohl aber kulturelle Kontaktzonen, auf die wir uns einlassen.

Menschen kommen nicht mehr automatisch zur Kirche. Wie kann Kirche nichtsdestotrotz ein Angebot sein und präsent sein? Und dabei die Menschen in ihrer Individualität wahrnehmen?

Kirche kann Diskursräume eröffnen. Kirche kann in einer freundlichen und vertrauensvollen Weise Zusammenhänge anbieten. Es gibt ein tolles Bild von Homi Bhabha, einem Theoretiker des Postkolonialismus, der sich intensiv mit dem Begriff der Hybridität auseinandergesetzt hat. Bhabhas Bild sagt: Gesellschaft ist wie ein Haus, in dem es ein Treppenhaus gibt und auf den unterschiedlichen Ebenen viele verschiedene Wohnungen. Was hinter den Türen passiert, ist privat. Hinter der einen Wohnungstür gibt es indisches Curry und in der anderen Wohnung gibt es Fish and Chips. Hinter der einen Tür lebt eine Familie, hinter der anderen Tür ein Single. Das Spannende ist: Wie begegnen sich die Menschen im Treppenhaus und wer ist für das Treppenhaus verantwortlich? Übertragen auf Kirche ist das ein inspirierendes Bild: Ich möchte, dass Kirche so eine Kontaktzone – ein Treppenhaus – ist, das es achtsam und respektvoll mit den Menschen im Haus zu gestalten gilt. Schließlich hilft es allen, zu sich und zu anderen zu kommen.

Das Interview führte Friederike Lanz.